

**Rezension zu: Ulla Fix / Stephan Habscheid / Josef Klein (Hg.),
Zur Kulturspezifität von Textsorten. Tübingen: Stauffenburg 2001
(Reihe Textsorten, Band 3).**

Alexander Brock

Die Kulturspezifität von Textsorten ist ein vielfach postuliertes und vor allem in kontrastiven Untersuchungen belegtes Phänomen. Das hier vorgelegte Buch – dies sei schon hier eingeschätzt – ist dennoch mehr als nur eine weitere Bestätigung bereits erarbeiteter Positionen. Es entstand aus Beiträgen der Sektion "Textlinguistik und Stilistik" auf den Jahrestagungen der *Gesellschaft für Angewandte Linguistik* der Jahrgänge 1998 und 1999.

In der *Einführung* umreißen Ulla Fix, Stephan Habscheid und Josef Klein den Gegenstand des Bandes. Textsorten als "prototypische Gebrauchsmuster" (S.7) bzw. als "Routineformeln auf der Textebene" (Adamzik 1995:28) seien als "Element unserer im sozialen Handeln erworbenen Sozialkompetenz zu verstehen" (S.7). Sie weisen so unter anderem eine kulturspezifische Prägung auf. Als Schnittstellen zwischen verschiedenen kommunikativ relevanten Wissensbeständen (Weltwissen, Normenwissen, Sprachwissen, Kulturwissen) – so die Autoren – eignen sich Textsorten und Textsortenverbände besonders gut zur Erfassung kulturell geprägter kommunikativer Kompetenz (S.7). Das Ziel solcher Untersuchungen wird nicht von vornherein in der Vermeidung von Kommunikationsproblemen beim Kontakt unterschiedlicher Kulturgemeinschaften gesehen, sondern zunächst im Kennenlernen von Sprach- und Kulturgemeinschaften. Das Buch umfasst vier Teile. Der erste Teil – *Textsorten: Gegenstände und Beschreibungsdimensionen* – soll theoretische Ansätze und die Forschungspraxis der Textsortenlinguistik beleuchten. Der zweite Teil – *Kulturkonzepte in der Textsortenbeschreibung* – widmet sich der Frage, "inwieweit Textsorten über Landes- und Kulturgrenzen hinweg Spezial- bzw. Fachkulturen kommunikativ konstituieren" (S.8). Der dritte Teil – *Textsorten und Domänen im Kulturvergleich* – beinhaltet kontrastive Analysen von kulturspezifischen Textmusterprägungen. Im vierten Teil – *Kulturkontakt, Textsortengenese und Textsortengeschichte* – stehen die Dimensionen des Kulturtransfers und der (diachronischen) Genese von Textsorten im Mittelpunkt. Die Viererstruktur des Bandes funktioniert im Wesentlichen, wenn auch in mehreren Fällen eine andere Zuordnung möglich gewesen wäre.

Den ersten Teil des Bandes bildet allein der Beitrag *Die Zukunft der Text(sorten)linguistik. Textsortennetze, Textsortenfelder, Textsorten im Verbund* von Kirsten Adamzik. Dieser Aufsatz reißt eine Reihe von Aspekten an, die mir für die Gesamtentwicklung der Textlinguistik wesentlich scheinen. Die Autorin plädiert zunächst für die Untersuchung des funktionalen Zusammenspiels von Textsorten sowie für die Beschreibung ihres Gebrauchs, da reine Klassifikationen und Typologien wenig gesellschaftlichen Nutzen versprechen. Zur Beschreibungsmethode: Adamzik begrüßt Mehrebenen-Modelle im Sinne von Heinemann und Viehweger (1991), geht in der Bestimmung der Beschreibungsdimensionen allerdings offener vor als diese. Während etwa Heinemann (2000:16) von vier konstanten Basisebenen ausgeht (formal-grammatisch, inhaltlich-thematisch, situativ, funktional) und meint, dass zusätzliche Aspekte nur fakultativ heranzuziehen seien, betont Adamzik, die jeweils verfolgte Fragestellung und das Untersu-

chungsobjekt erforderten oft zwingend die Hinzuziehung zusätzlicher Aspekte, während eine Analyse der Basisebenen in manchen Fällen nur triviale Ergebnisse ergebe (S.17). Als Beispiel betrachtet sie die von Heinemann (2000) so genannte "formal-grammatische Basisebene". Bestimmt man etwa die Häufigkeit bestimmter grammatischer Konstruktionen in einer Textsorte, so erhält man sicher korrekte, aber häufig auch triviale Resultate, wie "die Feststellung, dass in deutschen Gebrauchsanweisungen für die Formulierung von Handlungsanweisungen heute der Infinitiv bevorzugt wird" (S.19). Adamzik stellt fest, dass es im Sinne der Vergleichbarkeit von Ergebnissen zumindest einen Kern einheitlicher Kategorien geben müsse (S.18), betont aber (S.20), dass die Wahl der Analysekatoren vom "Erkenntnisinteresse und Untersuchungsobjekt" abhängig sein sollte. Dem ist grundsätzlich zuzustimmen. Schwierig ist allerdings die Bestimmung des "Kerns", was die Autorin selbst am Beispiel der Heinemannschen Basisebenen demonstriert. Eine weitere Frage bilden die Gründe für das häufige schematische Abarbeiten traditioneller Analysekatoren. Mir scheint, dass hier neben Sicherheitsbedürfnis und mangelndem Selbstvertrauen einiger Forschender noch immer auch der Selbstrechtfertigungszwang der Textlinguistik als systematische Disziplin mit einem erkennbaren Paradigma eine Rolle spielt. In ihren Bemerkungen zum Untersuchungsobjekt der Textsortenlinguistik kritisiert Adamzik die Tendenz, Kleinformen wie Lebenslauf, Todesanzeige oder Kochrezept zu analysieren, und argumentiert, dass der Nutzen solcher Untersuchungen deshalb gering sei, weil "die typischen Eigenschaften solcher Texte zum Alltagswissen von Muttersprachlern gehören" (S.22). Als Gegenstand von Untersuchungen empfiehlt Adamzik dagegen anspruchsvollere, längere Texte, die nicht vollständig konventionalisiert sind, denn in diesen spielen neben dem Musterhaften "die kreative oder individuelle Komponente eine entscheidende Rolle" (S.23). Das zeige sich vor allem in textlinguistischen Untersuchungen literarischer Texte. Man solle aber auch in Gebrauchstexten neben deren Mustern nicht-rekurrente Eigenschaften untersuchen. Dem ist unbedingt zuzustimmen. Man könnte sogar – nur scheinbar paradox – formulieren, dass in künstlerischen Texten das Hinausschreiben über das Muster ein Musterelement ist. So nähert auch der Rezipient sich einem künstlerischen Text gerade mit der (Muster-)Erwartung, keine einfache Reproduktion irgendeines Musters vorzufinden. Im letzten Teil ihres Beitrags bespricht Adamzik die Rolle, die verschiedene linguistische Ansätze der Rekonstruktion, Mischung, Weiterentwicklung, Umprägung usw. von Mustern zubilligen. Sie spricht sich dafür aus, nicht nur kontrastive Ansätze zu suchen, sondern auch funktional eng verwandte Textsorten in Textsortenfeldern ausdifferenzieren (S.27), syntagmatische Beziehungen zwischen Texten in Textsortenkettens, Texte innerhalb eines Handlungsfeldes sowie historische Veränderungen von Textsorten und ihren Funktionen empirisch zu untersuchen. Adamzik entwirft hier ein Programm, das ich dringend unterstützen möchte. Interessant ist, dass Adamziks Ausführungen mehreren Beiträgen des vorliegenden Bandes deutlich vorausseilen.

Der zweite Teil des Bandes zu *Kulturkonzepten in der Textsortenbeschreibung* wird durch den Beitrag *Textsorten und Fankulturen* von Jannis K. Androutsopoulos eingeleitet. Der Autor stützt sich auf Widdowsons (1979:51) Universalitätsthese, nach der die Wissenschaft ein sekundäres, von den primären Nationalkulturen unabhängiges Kultursystem ist (S.34), und untersucht, ob solche Sprach- und Landesgrenzen überschreitenden Kultursysteme auch in Fankulturen Jugend-

licher nachweisbar sind. Hierzu definiert er den Begriff "kulturspezifische Textsorte" als Textsorte, die eine Fankultur definiert und kommunikativ aufrecht erhält (S.33). Androutsopoulos bezeichnet dabei Textsorten, die den Anlass zur Bildung von Fankulturen geben, als "konstitutiv" für eine Kultur (z.B. Horrorfilme, Musiktitel). Sekundär- bzw. Tertiärtexte gehören dagegen zum Diskurs einer Fankultur, ohne Vorbildstatus zu haben (z.B. Fanzines). Fankulturen sind soziale Formationen, die "durch Lebensstile definiert sind" (S.36). Der Autor untersucht unter anderem Plattenkritiken und Party-Flyer aus der Hip-Hop- und Punk-Kultur mehrerer europäischer Länder. Dabei führt er eine "klassische" Textsortenanalyse (von Makro- bis Mikrostruktur) durch, die um mehrere Analyseaspekte erweitert ist – ganz im Sinne von Adamziks Forderung, Analyse Kriterien dem Untersuchungsobjekt und -ziel anzupassen: Er untersucht nonverbale Elemente (etwa Bilder, grafische Gestaltung), nimmt einen Medienvergleich, das heißt, eine umfassende Analyse der Textsortenträger vor (z.B. Fanzine mit typischen Inhalten) und betrachtet im ethnographischen Vergleich die Medienaneignung innerhalb der jeweiligen Fankultur. Androutsopoulos weist auf allen Analyseebenen sekundärkulturelle Eigenheiten der Fankommunikation nach, unter anderem in grafischer Gestaltung und Layout, in der Realisierung bestimmter Sprechakte (Kaufempfehlung für Alben) und in der Verwendung konzeptioneller Mündlichkeit. Seine abschließende Hypothese, "dass die national- bzw. sprachspezifische Prägung am ehesten bei der Textstrukturierung, die kulturspezifische transnationale Prägung hingegen an der Oberfläche angesiedelt" sei (S.48), ist interessant. Warum aber sollten transnationale Kulturmuster nicht auch globale Textmuster (falls diese mit "Textstrukturen" gemeint sind) beeinflussen können, wenn eine bestimmte Intensität bzw. Dauer der kommunikativen Praxis in der Sekundärkultur vorliegt?

Auch *Ines-A. Busch-Lauer (Kulturspezifität in englischen und deutschen Originalarbeiten – Medizin und Linguistik im Vergleich)* bezieht sich auf Widdowsons (1979) Universalitätsthese. Zum Nachweis nationalkultureller bzw. sekundärkultureller Aspekte in der Wissenschaftskommunikation untersucht sie englischsprachige (britische, US-amerikanische und von Deutschen geschriebene) sowie deutschsprachige Originalarbeiten (Forschungsartikel) aus Medizin und Linguistik und schafft sich dadurch eine sehr gute Vergleichsbasis. In der Analyse konzentriert sie sich vorwiegend auf den Teiltext 'Einleitung', den sie nach Umfang, Strukturierung in Teiltextsegmente, Abfolge dieser Segmente und sprachlichen Realisierungen untersucht. Sie kann zeigen, dass medizinische Arbeiten in beiden Sprachen einheitlicher strukturiert sind als linguistische, was wohl vor allem daran liegt, dass medizinische Zeitschriften eine bestimmte Strukturierung bereits in den Hinweisen für Autoren vorschreiben. Die linguistischen Arbeiten dagegen "weisen durch die nichtstandardisierte Darstellung auch Individualstil auf" (S.65). In den Einleitungen linguistischer Aufsätze finden sich dafür mehr metakommunikative Verweise auf die folgende Struktur des Beitrages, was sich in den medizinischen Texten durch die Standardisierung erübrige. Busch-Lauer spricht für medizinische Texte in beiden Sprachen von einer "dominant unpersönlichen Darstellungshaltung der Textautoren" (S.65), wogegen in den linguistischen Arbeiten der Autor vor allem in stark argumentativen Passagen in Erscheinung träte. Hier zeigen sich auch interlinguale Unterschiede darin, dass in den Texten deutscher Autoren im Vergleich zu denen englischsprachiger Wissenschaftler "eine stark unpersönliche, deagentivierte Darstellung" (S.65) dominiere. Die präsentierten

Ergebnisse lassen meines Erachtens den vorsichtigen Schluss zu, dass Originalarbeiten sicher nationalkulturell beeinflusst, andererseits aber linguistische und medizinische Arbeiten durch zwei Teilkulturen des Sekundärkultursystems "Wissenschaft" geprägt sind.

Jan Engberg (*Kulturspezifische Ausprägungen kulturübergreifender Texthandlungsmuster – deutsche und dänische Landgerichtsurteile im Vergleich*) stützt sich in seinem interkulturellen Vergleich von Gerichtsurteilen auf die Unterscheidung zwischen Textsorten als "Klassen von vollständigen und realisierten Texten" (S.71) und dem Texthandlungsmuster als einer "Einheit eines Regelsystems, in dem auf der einen Seite sprachstrukturelle und auf der anderen Seite Wissen um funktionale und situationelle Bedingungen zueinander in Beziehung gesetzt werden" (S.71). Zugehörigkeit zu einer Textsorte definiert Engberg über die Beziehung zwischen Funktion und Situation: "Jeder Text, der tatsächlich z.B. in einer Urteilssituation zur Ausübung einer Streitentscheidungsfindung verwendet werden kann, ist ein Urteil" (S.71). Die Befolgung von Formulierungskonventionen spiele dabei keine Rolle, was der Autor an dem realen Beispiel eines gültigen Gerichtsurteils in Gedichtform verdeutlicht. Dies trifft für die hier untersuchte Textsorte sicher zu, da die institutionellen Zwecke des Gerichts und die aus ihnen erwachsenden funktionalen "Textslots" das Bestimmungsverhältnis 'Funktion in der Situation' offensichtlich sehr begünstigen. Dennoch ist ein Gerichtsurteil in Gedichtform sehr leicht auch als Vertreter der Textsorte 'Gedicht' erkennbar; formale Kriterien werden also selbst im gerichtlichen Rahmen nicht ganz neutralisiert. Dies dürfte für weniger institutionell geprägte Situationen umso mehr zutreffen. Texthandlungsmuster betrachtet Engberg als sprachliche Zeichen, die er in einem semiotischen Dreieck mit den oben genannten Eckpunkten 'Darstellungsmittel', 'Situation' und 'Funktion' darstellt. Diese Dreiecksstruktur setzt der Autor auf allen Ebenen der Beschreibung an. "Das übergeordnete Texthandlungsmuster für eine Textsorte besteht damit aus einer Anzahl untergeordneter Texthandlungsmuster [...]" (S.75). Auf diese Weise wird eine hierarchische Struktur konstruiert, deren Zweckmäßigkeit für weniger institutionell determinierte Textsorten zu überprüfen wäre. Im praktischen Vergleich deutscher und dänischer Textsortenkonventionen isoliert Engberg Elemente eines kulturübergreifenden Texthandlungsmusters 'Landgerichtsurteil', etwa 'Rubrum, Tenor, Tatbestand' und 'Entscheidungsgründe' (S.79) in der Kategorie 'Darstellungsmittel'. Interkulturelle Unterschiede exemplifiziert der Autor anhand der sprachlichen Realisierung des Beurteilenden im Gerichtsurteil: Während für dänische Urteile das Handlungsmuster die Auswahl aus einer Aktiv- oder Passivkonstruktion vorgibt, bestehen für deutsche Urteile weniger starke Mustervorgaben. Engberg verweist auf die Bedeutung seines Vorgehens für die Herstellung adäquater Übersetzungen, unter anderem durch die Möglichkeit, solche Elemente in der Ausgangssprache aufzuspüren, für die es in der Zielsprache kein Äquivalent gibt.

Der dritte Teil des Buches – *Textsorten und Domänen im Kulturvergleich* – wird durch einen Beitrag von Ewa Drewnowska-Vargáné zu *Kohärenzmanagement und Emittent-Rezipient-Konstellationen in deutsch-, polnisch- und ungarischsprachigen Leserbriefen* eingeleitet. Die Autorin untersucht Leserbriefe aus deutschen, polnischen und ungarischen Presseerzeugnissen auf die Anwesenheit einzelkulturspezifischer Merkmale. Aus der einschlägigen Fachliteratur zu Leserbriefen begründet die Autorin die Auswahl der Analyse Kriterien: Der dialogische

Grundcharakter des Leserbriefes äußere sich in seiner Intertextualität (S.90). Die Emittent-Rezipient-Konstellation spiegele sich in den festen Komponenten des Leserbriefes (z.B. Verweis auf einen vorangegangenen Zeitungsartikel als Zweit-Überschrift, S.91). Das spezifische Kohärenzmanagement im Leserbrief lasse sich durch die Analyse metakommunikativer Äußerungen nachweisen (S.93). Hier wäre eine Erläuterung wünschenswert gewesen, dass das Konzept 'Kohärenzmanagement' hier nur aus methodischen Gründen eingeengt wurde; schließlich werden praktisch alle sprachlichen Mittel zum Kohärenzmanagement im weiteren Sinne eingesetzt. Die Art des Bezugs zu den unterschiedlichen Adressatengruppen des Leserbriefs (AutorInnen vorausgehender Briefe, ZeitungsmitarbeiterInnen, ZeitschriftenleserInnen usw.) untersucht die Autorin durch einen Vergleich der Anredeformen (S.93). In der empirischen Analyse weist Drewnowska-Vargáné in Bezug auf die untersuchten Kategorien deutliche Unterschiede zwischen den deutschen, polnischen und ungarischen Leserbriefen nach: Die Emittent-Rezipient-Konstellation in ungarischen und polnischen Leserbriefen wirke im Vergleich zu deutschen direkter, persönlicher und dialogischer. Polnische Leserbriefe fallen durch vergleichsweise hohe Emotionalität in metakommunikativen Äußerungen auf, weisen mehr Danksagungen auf als ungarische und deutsche usw. Diese Unterschiede interpretiert die Autorin nicht als Abweichung von einer internationalen Norm, sondern als Beleg für nationalkulturelle Unterschiede.

Matthias Hutz (*"Insgesamt muss ich leider zu einem ungünstigen Urteil kommen."* Zur Kulturspezifität wissenschaftlicher Rezensionen im Deutschen und Englischen) vergleicht je 30 deutsch- und englischsprachige Rezensionen wissenschaftlicher Bücher aus Linguistik und Psychologie in Bezug auf deren Textbaupläne, vor allem aber hinsichtlich der sprachlichen Realisierung kritischer Äußerungen. Hierbei betrachtet der Autor Mittel zur Verstärkung und Abschwächung von Kritik (*intensifiers, hedges*) und die Darstellungsperspektive der Autoren (Selbstnennungen). Zunächst stellt Hutz eine Reihe von Gemeinsamkeiten deutscher und englischsprachiger Rezensionen fest, etwa als obligatorische Bestandteile "die inhaltliche Zusammenfassung des Werkes und die verschiedenen Formen der Beurteilung" (S.118). Allerdings widmen die deutschen Rezensionen kritischen Passagen mehr Raum. Auch in der sprachlichen Realisierung von Kritik finden sich Unterschiede: Deutsche Rezensenten verwenden weniger kritikabschwächende Einheiten wie *etwas, mitunter*, dafür aber deutlich mehr kritikverstärkende Ausdrücke wie *völlig, außerordentlich* oder *höchst*. Hutz bewertet dieses Resultat als Bestätigung einer These Kotthoffs, nach der sich deutsche Rezensionen durch hohe Sachorientierung auszeichnen (S.123 und 125). Dies scheint mir eine sehr wohlwollende Interpretation zu sein. Eine hohe Frequenz kritikverstärkender Spracheinheiten lässt sich meines Erachtens sehr gut auch als wenig sachbezogen interpretieren. Bedenken möchte ich auch hinsichtlich der These anmelden, dass solche Unterschiede auf der deutschen Orientierung auf negative Höflichkeit im Sinne von Brown und Levinson (1987) beruhen (S.111). Eine hohe Frequenz kritikverstärkender Ausdrücke lässt sich meines Erachtens nur schwer als Erfüllung negativer Höflichkeit im Sinne der Gewährung individueller Freiräume betrachten. Interessant ist die Direktheit von Kritik in deutschen Rezensionen im Hinblick auf ein weiteres Ergebnis der Untersuchungen von Matthias Hutz: "Insgesamt kommen in englischen Texten Selbstnennungen der Verfasser mehr als doppelt so häufig vor" (S.124). Die Vermeidung der

Selbstnennung deutscher Rezensenten in Verbindung mit schärfer formulierter Kritik wertet Hutz treffend so: "Auf diese Weise erfolgt also gerade bei kritischen Anmerkungen sozusagen ein Angriff aus einer gesicherten Deckung" (S.125).

Ein interessanter Aspekt kontrastiver Untersuchungen tritt im Beitrag von *Marianne Lehker (Chinesische und deutsche Aufsatzsorten im Vergleich)* zutage. Ihre Betrachtung chinesischer und deutscher Aufsatzsorten zeigt zunächst, dass chinesische Aufsätze sich von deutschen in verschiedener Hinsicht unterscheiden. Dies allein überrascht noch nicht. Die Autorin zeigt aber auch, dass schon das Klassifikationskriterium der Textfunktion, das traditionell auf deutschsprachige Aufsätze angewandt wird, für chinesische Aufsätze nur bedingt relevant sei. Sie werden eher nach der Darstellungsart bzw. der Art der Themenentfaltung unterschieden. Die Autorin erläutert die Aufsatzsorten *jixuwen*, *yilunwen*, *shoumingwen* und *sanwen*, die alle argumentative Funktion haben können (S.139), diese aber auf unterschiedliche Weise realisieren. Als relevante Unterscheidung nennt Lehker die explizite und die implizite Themenentfaltung. So beschreibt sie die Themenentfaltung der Aufsatzart *jixuwen* als "implizite Argumentation-durch-(die Darstellungsart)Narration" (S.136). Die Autorin geht weiterhin auf die häufig nichtlineare Themenentfaltung in chinesischen Aufsätzen ein. Eine inhaltliche Aussage werde durch den Text hindurch mehrmals zum Teil wörtlich unter einem neuen Gesichtspunkt wiederaufgenommen. "Aus chinesischer Sicht wird durch diese Art der Wiederaufnahme diese inhaltliche Aussage Schicht um Schicht vertieft" (S.141). Die Autorin verweist in diesem Zusammenhang auf verschiedene Autoren, die als Grund für diese Erscheinung den klassischen achtfüßigen Textaufbau im Chinesischen und die kreisartige chinesische Denkweise anführen (S.140). Schließlich geht Lehker darauf ein, dass "die affektive Ansprache der Rezipienten ein wesentlicher Unterschied zwischen chinesischen und deutschen Aufsatzsorten" (S.143) sei.

In ihrem Beitrag *Die Sprachglosse beiderseits des Rheins: Kulturelle Unterschiede bei einem gemeinsamen Textmuster* isoliert *Marie-Hélène Pérennec* zunächst die Charakteristika der Textsorte 'Sprachglosse'. Hierbei orientiert sie sich am Mehrebenenmodell von Heinemann und Viehweger (1991) (S.148). Sie bezeichnet die Sprachglosse als medialen Text (S.149), der drei Funktionen zu erfüllen habe:

- Die Kontaktfunktion, die sich im häufigen Gebrauch von direkten Anredeformen, Personaldeixis, Fragen und interaktiven Partikeln widerspiegeln. Ich glaube im Gegensatz zur Autorin nicht, dass diese Oberflächeneinheiten tatsächlich eine "Echtheit des Dialogs" (S.150) bewirken. Viel eher wird hier doch auf unterhaltsame Weise mit typischen Dialogelementen gespielt. Dies scheint beispielsweise für in Glossen gestellte Fragen offensichtlich.
- Die unterhaltende Funktion, die die Autorin vor allem in "treffenden Kurzformeln" (S.153) realisiert sieht. Humor manifestiert sich vor allem im Titel, in parodistischen Passagen und in der Schlusspointe (S.153).
- Die belehrende Funktion: Der Autor einer Sprachglosse versucht die RezipientInnen zu korrekter Sprachverwendung anzuhalten.

Kulturelle Unterschiede zwischen deutschen und französischen Sprachglossen sieht Pérennec vor allem in Verbindung mit der belehrenden Funktion: In

Deutschland sei das Volk der Hüter seiner Sprache. Jeder sprachgebildete Journalist dürfe hier Sprachglossen schreiben, wogegen dies in Frankreich der *Académie Française* bzw. herausragenden Linguisten vorbehalten sei.

Marja-Leena Piitulainen untersucht die *Selbstbezeichnung in deutschen und finnischen Textsorten*, das heißt, "sprachliche Mittel [...], mit denen der Sprecher auf sich selbst Bezug nimmt bzw. sich markiert" (S.160). Die Autorin unterscheidet direkte (z.B. durch Personalpronomina), indirekte (z.B. *der Rezensent*), ausweichende (z.B. Passivkonstruktionen) und Abwesenheit der Selbstbezeichnung. Die Untersuchung wird quantitativ (Menge der Selbstbezeichnungen) und qualitativ (Auswahl der sprachlichen Mittel) geführt. Die Interpretation der Daten erfolgt textsortenspezifisch (Todesanzeigen, Telefongespräche, Alltagsgespräche, linguistische Rezensionen), interkulturell/interlingual, diachron und idiolektal. Piitulainen stellt fest, dass der Schreiber einer Todesanzeige "sich im deutschen Text expliziter zeigt als im Finnischen" (S.163). Für Telefongespräche scheint im Finnischen ein feiner abgestuftes System zum Ausdruck des Bekanntschaftsgrades durch Selbstnennung zu bestehen. Auch bei der Meldung des Angerufenen nach dem Abnehmen des Hörers bestehen Unterschiede, indem deutsche Anrufer zusätzlich zur Nennung des Namens oft Begrüßungsformeln oder das Wort *bitte* verwenden, was im Finischen unüblich scheint. In einem Vergleich von Verkaufsgesprächen, an denen deutsche bzw. finnische Jugendliche teilnahmen, realisierten die deutschen Jugendlichen direkteren Adressatenbezug, etwa durch Nennung des Gesprächspartners. Darüber hinaus kam die Autorin für linguistische Rezensionen zu einem ähnlichen Resultat wie Matthias Hutz: Zwar bleiben die Rezensenten aus beiden Kulturen sprachlich eher "im Hintergrund" (S.169); die deutschen Rezensenten produzierten jedoch nur etwa halb so viele Selbstnennungen durch Pronomina der 1. Person wie die finnischen (S.168).

Daniela Veronesi widmet sich der Analyse von *Metaphern als Wegweiser in Fachtexten* und untersucht *italienische und deutsche rechtswissenschaftliche Artikel im Vergleich*. Sie übernimmt die kognitive Metapherntheorie von Lakoff und Johnson (1980). Danach ist die Metapher "ein wesentlicher Bestandteil unseres Begriffssystems und sie hat die kognitive Funktion, Begriffe, die nicht unmittelbar durch die konkrete Erfahrung zugänglich sind, eben als experienziell zugängliche Begriffe zu strukturieren" (S.180). Veronesi untersucht die Metapher nicht nur im lexikalischen Bereich, sondern auch als metatextuelles, argumentatives und als diskursives Mittel. Mit Bezug auf Widdowson (1979) antizipiert die Autorin sowohl primärkulturelle als auch sekundärkulturelle Aspekte der Metaphernverwendung in italienisch- und deutschsprachigen Fachtexten. Im Einzelnen kommt die Autorin auf folgende vorläufige Ergebnisse:

- Metapher und Text: Die 'Wissen ist Sehen'-Metapher (*wie gezeigt wird* usw.) und die Wegmetapher (*im ersten Schritt soll...*) werden zur Orientierung im Text verwendet (S.183f.);
- Metapher und Argumentation: Metaphern werden in heuristischer oder erläuternder Funktion "als Darstellungs- oder Bewertungsmittel eingesetzt" (S.185; z.B. *Grauzonen, Reformstau, Blockierung*);
- Metapher und Diskurs: Metaphern werden zur Konstruktion der Subjekte und Objekte des Rechtsdiskurses verwendet. Auch hier finde unter anderem die

Wegmetapher neben der Metapher 'Theorien sind Gebäude' Anwendung. Zudem werde das Gesetz anthropomorphisiert (z.B. *Das Gesetz schweigt.*).

Alle diese Verwendungen und auch dieselben Metapherngruppen finden sich in deutschen und italienischen Artikeln. Die Autorin verweist auf die Notwendigkeit weiterer Untersuchungen, um nationalkulturelle Unterschiede exakt zu isolieren. Eine Übersetzung der italienischen Beispiele wäre für nicht-romanophile Leser nützlich gewesen.

Der vierte Teil des Buches ist mit *Kulturkontakt, Textsortengenese und Textsortengeschichte* überschrieben. Angelika Linke schreibt über *Trauer, Öffentlichkeit und Intimität. Zum Wandel der Textsorte 'Todesanzeige' in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Hiermit steht nicht der Vergleich von Nationalkulturen, sondern von verschiedenen historischen Ausprägungen einer Textsorte im Mittelpunkt. Linke beschreibt im Rahmen von Todesanzeigen zunächst das Aufkommen des "Briefes der Hinterbliebenen an die Verstorbenen" (S.195), in denen statt der klassischen Nennung der Verstorbenen in der 3. Person Elemente der Briefform und die 2. Person verwendet werden (siehe hierzu auch Piitulainen, S.164). Zudem gehe mit der Briefform oft eine Anonymisierung der Anzeige einher (S.209). Die Autorin interessiert, ob es sich hier um den "sprachlich-kommunikativen Kristallisationskern eines kulturellen Wandelprozesses handelt" (S.201), der den Umgang mit Leben und Tod, das gegenwärtige Verständnis von Trauer und das Verhältnis von Öffentlichkeit und Intimität betrifft. Linke bezeichnet die erwähnte Briefform und andere auffällige Formen der Traueranzeige zunächst als "Dehnung" des Textmusters 'Todesanzeige'. Diese Entwicklung bringt sie mit einem Sprachbewusstseinswandel "weg vom Primat der Norm [...] und hin zum Primat des individualistischen, kreativen Umgangs mit der Sprache" (S.205) in Verbindung. Dieser sei ein Ausweis für kommunikative Echtheit und im vorliegenden Falle für eine zunehmende "Individualisierung im Umgang mit Tod und Trauer" (S.206). In diese Richtung weist laut Linke auch die Praxis von Personen, eine Todesanzeige für sich selbst zu schreiben und diese posthum veröffentlichen zu lassen. Die genaue linguistische Analyse verschiedener Exemplare von Todesanzeigen bringt unterschiedliche Varianten von Mustermischung und Musterüberblendung zutage – teils klassische Todesanzeige, teils Brief an die Verschiedenen (S.209). Als Hypothese formuliert Linke, dass in solchen Kommunikaten "nicht in erster Linie der Tod der Verstorbenen, sondern die Trauer der Hinterbliebenen" (S.211) thematisiert werde. Dies belegt sie unter anderem mit Formulierungen in der 1. Person (z.B. *Wir trauern...*; S.212). Anschließend deutet sie die belegten Musterveränderungen im Sinne eines kulturellen Wandels des Todes als Abschied (S.216), der Singularisierung und Individualisierung von Trauer auf Grund des Wegfalls sozialer Trauer-Gemeinden (S.217f.) und der Medialisierung und Öffentlichkeit individueller Trauer (S.219ff.).

Andreas Wagner setzt mit seinem Beitrag *Genetische und kontrastive Perspektiven bei der Analyse historischer Textsorten* die diachronische Betrachtung von Textmustern fort. Er betrachtet die alttestamentarische *ko 'āmar*-Formel, die traditionell als Botenformel betrachtet wurde (*So spricht N.N.*). Wagner zeigt, dass schon innerhalb des Alten Testaments die Formel nicht ausschließlich Botenformel war, die eine wörtlich zu überbringende Botschaft einleitete und so die Textsorte 'Botentext' signalisierte: Sie sei z.B. auch als Einleitung einer freien Rede aus einem Grundauftrag heraus verwendet worden. Dieser Befund wird auf zwei-

erlei Weise bearbeitet: Unter kontrastiver Perspektive stellt der Autor fest, dass "Redeeinleitungsformeln in den meisten (allen) altorientalischen Kulturen verbreitet waren und insofern die *ko 'āmar*-Formel des Hebräischen als regionale Ausformung dieser transnationalen Textsorte angesehen werden kann" (S.238). Unter genetischer Perspektive stelle die *ko 'āmar*-Formel eine aus der Umwelt aufgenommene Textsorte dar, die sich allerdings im weiteren Verlauf funktional weiterentwickelt und spezifiziert habe, etwa zur Formel, die der Legitimation der Propheten diene. Verwirrend ist Wagners Bezeichnung dieser Formel als "kleine Textsorte bzw. Teiltextsorte" sowie als "Kleintextsorte" (S.229).

Eine historische Perspektive entfaltet auch *Ingo Warnke (Intrakulturell vs. interkulturell – Zur kulturellen Bedingtheit von Textmustern)*. Warnke erläutert einerseits die intrakulturelle Existenz von Textmustern im Sinne des Vorhandenseins "von normierten Vertextungsverfahren innerhalb einer Nationalkultur" (S.250), weist aber darauf hin, dass solche intrakulturellen Textmuster durch "die Aneignung von und/oder Verweis auf bereits existente standardisierte Kommunikationsformen in anderen Nationalkulturen" (S.250) gleichzeitig interkulturell geprägt seien. Als Beispiel gibt er die Rezeption des römischen Rechtes in Deutschland und anderen europäischen Staaten an. Um die interkulturellen Dimensionen von Textmustern adäquat zu erfassen, sei die Vielzahl von kontrastiven Untersuchungen durch geschichtliche zu ergänzen, da "der kontrastive Vergleich unter Umständen Gemeinsamkeiten und Divergenzen aufdeckt, die allein geschichtlich begründbar sind" (S.250). Ein intrakulturelles Textmuster stelle sich so als "Transformation bereits existenter Textmuster außerhalb der eigenen Kultur jedoch innerhalb eines Zivilisationsverbandes dar" (S.252), die sich wiederum auf das universale pragmatische System (Handlungskontext, Einschätzung einer Situation usw.) beziehen. Wichtig scheint mir hier zu betonen, dass solche "interkulturellen Textmustervariablen" (S.252) nichts Vorgängiges sind, sondern auch immer nur in konkreten intrakulturellen Textmustern existieren.

Den Abschluss des Bandes bildet eine Untersuchung von *Hannes Kniffka* zu Leserbriefen in zwei englischsprachigen saudi-arabischen Tageszeitungen (*Dialogic Genres of Newspaper Communication across Cultures*). Der Autor bespricht Leserbriefseiten mit religiösen Themen und reichert diese Besprechung mit ethnographischen Hintergrundinformationen an. Im Vergleich mit arabischsprachigen Zeitungen und deutschen Presseerzeugnissen ermittelt er eine "prevalence of certain topics" (S.270) – was in Anbetracht der Korpuswahl vielleicht nicht überrascht – sowie "a certain prevalence of special journalistic professional routines for certain topics and genres" (S.270). Die ermittelten Themen umspannen Fragen zu religiösen Praktiken, zur Eheschließung, zum Erbrecht, zur persönlichen Hygiene usw. Warum der Beitrag als einziger im Band auf Englisch formuliert ist, ist mir unklar.

Die Stärken dieses Bandes können nur kurz genannt werden: Ein starker, von wissenschaftlichem Pragmatismus geprägter programmatischer Artikel von Kirsten Adamzik; eine Reihe sauber geführter Fallstudien unter Einbeziehung einer stattlichen Anzahl von Sprachkulturen; eine vielschichtige Auseinandersetzung mit der Universalitätsthese Widdowsons in mehreren Beiträgen und die Einbeziehung einer diachronischen Komponente im letzten Teil des Buches. Das Buch ist ansprechend gestaltet und gesetzt, die Texte sind gut lesbar.

Ein paar wenige Kritikpunkte fallen nicht ins Gewicht, seien aber aus Pedanterie dennoch erwähnt: In drei Beiträgen steht der Fußnotentext gelegentlich nicht auf derselben Seite wie das Fußnotenzeichen, sondern auf der nächsten. Zwei AutorInnen beziehen sich mehrfach auf 'dieses Jahrzehnt'; gemeint ist offensichtlich die letzte Dekade des 20. Jahrhunderts. Dies irritiert in einer Publikation von 2001. Einige AutorInnen verwenden die alte, andere die neue Rechtschreibnorm. Wirklich bedauerlich finde ich aber die Tatsache, dass im Vorfeld der Publikation augenscheinlich keine Abstimmung zwischen den AutorInnen stattgefunden hat: Ich habe in den Texten keine Querverweise auf andere Beiträge des Bandes gefunden, obwohl sich dies mehrfach angeboten hätte, z.B. zwischen Hutz und Piitulainen (Selbstnennung), zwischen Piitulainen und Linke (Todesanzeigen) oder zwischen Drewnowska-Vargáné und Kniffka (Leserbriefe).

Insgesamt kann ich/man/der Rezensent zu einem günstigen Urteil kommen.

Literatur

- Adamzik, Kirsten (1995): Textsorten – Texttypologie. Eine kommentierte Bibliographie. Münster: Nodus.
- Brown, Penelope / Levinson, Stephen C. (1987): Politeness. Some Universals in Language Use. Cambridge: Cambridge University Press.
- Heinemann, Wolfgang / Viehweger, Dieter (1991): Textlinguistik. Eine Einführung. Tübingen: Niemeyer.
- Heinemann, Wolfgang (2000): Textsorten. Zur Diskussion um Basisklassen des Kommunizierens. Rückschau und Ausblick. In: Adamzik, Kirsten (Hg.): Textsorten. Analysen und Reflexionen. Tübingen: Stauffenburg, 9-29.
- Lakoff, George / Johnson, Mark (1980): Metaphors we Live by. Chicago: The University of Chicago Press.
- Widdowson, Henry G. (1979): The Description of Scientific Language. In: Ders. (1979): Explorations in Applied Linguistics. Oxford: Oxford University Press, 51-61.

PD Dr. Alexander Brock
Rossmarktstraße 21
04177 Leipzig

Veröffentlicht am 18.3.2003

© Copyright by GESPRÄCHSFORSCHUNG. Alle Rechte vorbehalten.